

Wis/Sen



Ein Service des Presse- & Informationsdienstes der Stadt Wien und des Wiener Seniorenbeauftragten

Inhalt der dreizehnten Ausgabe

02

Internetzugang als Beitrag zur Lebensqualität von SeniorInnen

In der Altersgruppe 65+ steigt das Interesse am Internet stark an. Gewünscht werden: Bessere Handbücher, Kurse und Komplettservice-Angebote.

06

Gender Mainstreaming in der SeniorInnenarbeit (D)

Gender Mainstreaming macht die unterschiedliche Geschlechterperspektive sichtbar. Die „männliche Norm“ als allgemeingültiger Maßstab hat ausgedient.

11

Pflegegutachten bei MigrantInnen (D)

Sprachliche und kulturelle Barrieren erschweren das Erstellen des Pflegegutachtens. Der ambulante Pflegemarkt hat auf die Bedürfnisse der MigrantInnen-Zielgruppen bereits reagiert.

15

„Wis/Sen“-News

Senior Retention: ein neuer Begriff. – Auch Madonna ist schon 50. – Europas Alte sind mobiler und gesünder als jene in den USA. – Die unerkannten Heldinnen: afrikanische Großmütter. – Marketingzielgruppe WOOFs. – Arbeitslosigkeit: Stand Dezember 2007.

Das „Wis/Sen“-Infoservice

Wenn Sie die Originalfassung einer Studie entleihen möchten, wenden Sie sich bitte an das Büro des Seniorenbeauftragten. (Telefon und E-Mail siehe Fußzeile.)

Impressum

„Wis/Sen“, ein Service des Presse- und Informationsdienstes der Stadt Wien und des Wiener Seniorenbeauftragten.
Redaktion: Elga Martinez-Weinberger, MA 53
elga.martinez-weinberger@wien.gv.at

„Wis/Sen“: Entleihen von Originalstudien

Friedrich Grundei
Seniorenbeauftragter der Stadt Wien
friedrich.grunde@senior-in-wien.at
Telefon 4000 85881



HerausgeberIn

Fonds Soziales Wien, DOKU 2007/6
Wien, 2007
16 Seiten (Seiten 877 bis 892)

Autor

Claus Neuner
Archivnummer M 003

Internetzugang als Beitrag zur Lebensqualität von SeniorInnen

Zwar sind sowohl die Bereitschaft als auch die Fähigkeit zur Internetnutzung bei den Wiener SeniorInnen im Vergleich zu jüngeren Menschen noch gering ausgeprägt, es kann aber in der Altersgruppe 65+ ein rasches und stetiges Wachstum der Vernetzung beobachtet werden.

Je höher das Bildungsniveau ist, desto größer ist das Interesse am Internet. Jüngere Frauen und Männer generell haben gute Aussichten, mit der technischen Entwicklung Schritt zu halten. Modernisierungsverliererinnen sind Frauen in höherem Alter mit geringer Bildung.

„Silver SurferInnen“-Anteil in drei Jahren verdreifacht

Seit Jahren geistert der „Silver Surfer“ bzw. die „Silver Surferin“ als Synonym für Netz-UserInnen über 60 durch die Veröffentlichungen diverser Marktforschungsinstitute. Die Wirtschaft ist an dieser neuen KundInnengruppe sehr interessiert. Als „Silver SurferInnen“ werden höher gebildete SeniorInnen in guten finanziellen Verhältnissen bezeichnet, von denen die MarketingexpertInnen annehmen, dass sie nur darauf warten, ihr Geld im Internet auszugeben.

Fakt ist, dass der Anteil der Wiener PC- und Internet-UserInnen über 65 zwischen 2003 und 2006 kontinuierlich angestiegen ist. 2003 hatten in dieser Zielgruppe nur 5,5 % einen PC mit Internetzugang zur Verfügung, 2006 waren es schon 16 %, also fast dreimal so viele. Dies zeigt eine Auswertung von Daten, die im Rahmen des Kontaktbesuchsdienstes seit 2003 gesammelt wurden.

„Wis/Sen“: Entleihen von Originalstudien

Friedrich Grundei
Seniorenbeauftragter der Stadt Wien
friedrich.grundei@senior-in-wien.at
Telefon 4000 85881



Das Internet unterstützt die Autonomie im Alter

Die steigende Lebenserwartung bringt vielen nicht nur mehr Lebenszeit, sie bedeutet auch, dass Immobilität und etwaige Pflegebedürftigkeit später einsetzen. Gerade in dieser Lebensphase wird der rechtzeitig erlernte Umgang mit elektronischen Medien wichtig, um auch dann mit der Außenwelt zu kommunizieren, wenn man das Haus nicht mehr verlassen kann. So kann das Internet wesentlich dazu beitragen, Autonomie und Selbstbestimmung zumindest in wesentlichen Bereichen möglichst lange aufrecht zu erhalten.

Regionale Verteilung zeigt West-Ost-Gefälle

Mitterweile ist die Möglichkeit, einen Internetanschluss zu installieren, praktisch in allen Wohngebieten des Wiener Stadtgebietes ohne besonderen finanziellen und technischen Aufwand möglich. Die Anschlussqualität (über ISDN oder Kabel) ist in der Regel ausreichend, um komfortabel surfen zu können. Dennoch weisen die Bezirke 10, 11 und 12, in denen mehr einkommensschwächere Menschen leben, deutlich weniger Anschlüsse auf, während die Innenstadt und die Grünlagen im Westen und Nordwesten einen Vernetzungsgrad von mehr als 30 % (bezogen auf die befragten SeniorInnen) haben. Dies zeigt, dass ein Internetanschluss in dieser Altersgruppe in direktem Zusammenhang mit höherem Lebensstandard steht.

Trend zum Web bei Frauen noch geringer

Der Trend zum Web ist in dieser Altersgruppe noch eine Männerdomäne. Auf zwei Männer über 65 mit Internetanschluss kommt nur eine Frau über 65, die Netzzugang hat. Hier manifestieren sich noch althergebrachte Geschlechterstereotype, die „technische Belange“ der Männerrolle zuordnen. Man kann allerdings davon ausgehen, dass viele Frauen über ihre Ehepartner oder ihre Kinder sehr wohl Zugang zu Informationen und Angeboten aus dem Internet erhalten. Dazu gibt es in den Daten, die der Studie zugrunde liegen, jedoch keine Aussagen.

Großstudien zeigen darüber hinaus, dass der Frauenanteil unter den WebuserInnen kontinuierlich steigt. Derzeit wird diese Aufholbewegung noch von den jüngeren Frauen getragen, der Trend wird aber bald auch in höhere Altersgruppen durchschlagen.

Über 75 ist man meist offline

Bei den Über-75-Jährigen sinken dann die Internet-UserInnen-Raten wieder stark ab. Vergleichsdaten aus Deutschland, die in der Studie zitiert sind, zeigen: Zwischen 50 und 59 Jahren nutzen 46 % der Frauen und 63 % der Männer das Internet. Bei den 60- bis 69-Jährigen sind es immerhin noch 20 % der Frauen und 40 % der Männer, die online sind. Über 70 liegen die Raten bei 4 % der Frauen und 17 % der Männer.

Österreichische Ergebnisse (Austrian Internet Monitor 2007) zeigen einen ähnlichen Trend. Sie zeigen aber auch, dass die stärksten Zuwachsraten bei den Onlineanschlüssen bei Männern zwischen 65 und 74 Jahren liegen.

Vorsprung durch Bildung

Menschen mit einem akademischen Grad profitieren eindeutig stärker von den Möglichkeiten, die das Internet und ein PC zu bieten haben. Das erklärt auch den relativ geringen Frauenanteil in der Gruppe der InternetuserInnen: Frauen der heutigen SeniorInnengeneration hatten noch deutlich seltener als gleichaltrige Männer die Möglichkeit, eine Universität zu besuchen.

Von den drei Unterscheidungsmerkmalen Ausbildung, Alter und Geschlecht zeigt sich eindeutig, dass der Ausbildungsgrad am stärksten die Bereitschaft und Fähigkeit, Internet auch in höherem Alter noch zu lernen und zu nutzen, beeinflusst.

Internet wurde einfacher, billiger und Teil des Alltages

Seit Internet von einem „exotischen Spielzeug“ zu einem Gerät des alltäglichen Bedarfs geworden ist, das noch dazu immer kostengünstiger und einfacher wird, geht die Markterschließung rasant voran. Daher, so meint die Studie, wird es in absehbarer Zeit dazu kommen, dass die „weißen Flecken anschlussloser Individuen“ von der www-Landkarte verschwinden werden.

SeniorInnen, die Internet bereits nutzen, weichen in ihren Gewohnheiten nur wenig von jüngeren ab. Informationssuche und E-Mail sind ihnen wichtig, Unterhaltung und Einkaufen haben keine wesentliche Bedeutung. Wenn Online-Einkäufe getätigt werden, dann werden vorwiegend Bücher gekauft.

Was SeniorInnen wünschen: bessere Handbücher und Kurse

Offene Wünsche älterer Menschen im Zusammenhang mit PC und Internet gibt es allerdings schon.

Große Tasten und ein gut lesbares Display reichen keineswegs, um ältere Menschen zufriedenzustellen. Generell haben SeniorInnen höhere Ansprüche als andere KäuferInnengruppen, was Service und Anleitung betrifft. Gute Handbücher, Komplettservice-Angebote, einfache intuitive Handhabung, persönliche Betreuung sowie leicht zugängliche Antworten und Problemlösungen sind für sie wesentlich.

Ein Schwellenproblem ist, dass den älteren Internet-AnfängerInnen meist keine erfahrenen PC- und Internet-NutzerInnen zur Verfügung stehen, die ihnen PC-Kenntnisse in geeigneter Form weitergeben könnten. Das bestehende Angebot an Internetkursen kann mit dem Interesse der SeniorInnen an solchen Kursen nicht Schritt halten. So sind etwa die Informations- und Ausbildungsangebote in PensionistInnenklubs in der Regel sehr rasch ausgebucht.

Herausgeber

Forum Seniorenarbeit Nordrhein-Westfalen/Kuratorium Deutsche Altershilfe
Köln, 2004
14 Seiten

Autorin

Bettina Ellerbrock
Archivnummer L 010

Gender Mainstreaming – Geschlechtergerechtes Denken und Handeln in der Arbeit von und mit Seniorinnen und Senioren (D)

Das Forum Seniorenarbeit (ein Projekt des Ministeriums für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie des Landes Nordrhein-Westfalen und der Deutschen Altershilfe) hat eine übersichtliche Zusammenstellung von Überlegungen und praktischen Tipps zur Anwendung von Gender Mainstreaming in der SeniorInnenarbeit vorgelegt. Dabei geht es darum, unterschiedliche Bedürfnisse von älteren Frauen und Männern in allen Bereichen gesellschaftlicher Vorhaben gleichrangig zu berücksichtigen.

Chancengleichheit durch Gender Mainstreaming

Gender Mainstreaming als neues Konzept zur Herstellung von Chancengleichheit wurde erstmals 1985 auf der Weltfrauenkonferenz in Nairobi diskutiert und 1995 auf der vierten Weltfrauenkonferenz in Peking beschlossen. Seit Mitte der 90er-Jahre ist es offizielles Aktionsprogramm der EU und seit 2001 Rahmenstrategie zur Förderung der Gleichstellung von Männern und Frauen, der alle Mitgliedsstaaten verpflichtet sind.

Das Konzept des Gender Mainstreaming rückt die soziale Unterschiedlichkeit der Geschlechter ins Blickfeld und regt zur Neuorganisation des öffentlichen, privaten, politischen und kulturellen Lebens an. Mit Hilfe von Gender Mainstreaming erfolgt eine systematische Einbeziehung der Geschlechterfrage in alle Handlungsfelder, wovon auch die Älteren profitieren. Es müssen dabei nämlich die unterschiedlichen Bedürfnisse von älteren Männern und Frauen von vorne herein und gleichrangig in allen Bereichen gesellschaftlicher Vorhaben berücksichtigt werden.

„Wis/Sen“: Entlehen von Originalstudien

Friedrich Grundei
Seniorenbeauftragter der Stadt Wien
friedrich.grunde@senior-in-wien.at
Telefon 4000 85881



Es geht um das „soziale Geschlecht“

Der Begriff Gender bedeutet „soziales Geschlecht“. Während das biologische Geschlecht die körperlichen Unterschiede zwischen Männern und Frauen ausdrückt, geht es in der Gender-Forschung um die sozialen Unterschiede, die – im Unterschied zu den biologischen Unterschieden – nicht angeboren, sondern erlernt sind. Sie zeigen sich in Verhaltensweisen, die dem in der jeweiligen Gesellschaft üblichen Rollenbild von Frauen bzw. Männern entsprechen. Diese sozialen Unterschiede werden maßgeblich durch das Erlernen der Maßstäbe und Normen einer Gesellschaft geprägt und durch eine geschlechtsrollenspezifische Erwartungshaltung des sozialen Umfeldes, der Familie und der Schule noch verstärkt.

Mainstreaming macht aus einem Nebenfluss einen Hauptstrom

In der herkömmlichen Politik war ein geschlechtsspezifischer Blickwinkel entweder gar nicht üblich, oder er verstärkte sogar noch die tradierten Rollenfixierungen, also den Mainstream. Mit dem Instrument Gender Mainstreaming soll nun aus dem „Nebenfluss der Gender-Betrachtung“ ein „Hauptstrom“ gemacht werden. Im Beschluss der vierten Weltfrauenkonferenz in Peking 1995 wurde gefordert, bei allen Planungen, Entscheidungen und Umsetzungen politischer Maßnahmen die konkreten Auswirkungen auf Frauen und Männer zu analysieren, zu bewerten und zu berücksichtigen. Damit wird Chancengleichheit als eine fundamentale politische Zielgröße angesprochen. Sozioökonomische Messdaten sollen den Erfolg dieser Methode sichtbar machen.

Geschlechtsneutrale Wirkung gibt es nicht

Das Instrument Gender Mainstreaming geht davon aus, dass es keine geschlechtsneutrale Wirkung gibt. Es berücksichtigt daher regelmäßig und von vorne herein bei allen gesellschaftlichen Vorhaben die unterschiedlichen Lebenssituationen und Interessen von Frauen und Männern. Frauen und Männer sind von gesellschaftlichen Prozessen und deren Auswirkungen unterschiedlich betroffen. In den meisten Strukturen und Organisationen herrscht die „männliche Norm“ vor. Diese führt zu Benachteiligungen, meist von Frauen, aber auch von Männern. Gender Mainstreaming macht die Geschlechterperspektive sichtbar, stellt die „männliche Norm“ als allgemein gültigen Maßstab in Frage und sorgt dafür, dass die Politik Instrumente der Gleichstellung einsetzt, um der Benachteiligung eines der beiden Geschlechter entgegenzuwirken.

Ungleichbehandlung am Beispiel Herzinfarkt

Krankheiten, die als typische „Männerkrankheiten“ wahrgenommen werden, wie zum Beispiel der Herzinfarkt, werden mit Medikamenten und Therapien behandelt, deren Erprobung sich bisher nur an Männern orientierte. Dass dies mit nachteiligen Wirkungen auf erkrankte Frauen verbunden ist, liegt auf der Hand. Es ist inzwischen bekannt, dass der Krankheitsverlauf des Herzinfarktes bei Frauen zum Teil andersartige Symptome hat, die lange Zeit unerkant blieben. Entsprechende Therapieformen wurden für Frauen gar nicht entwickelt. Daraus resultiert auch, dass Frauen öfter an Herzinfarkt sterben als Männer, obwohl mehr Männer einen Herzinfarkt erleiden.

Drei Fragen beim Prüfen von Vorhaben der EU-Kommission

Die Europäische Kommission prüft ihre Politikmaßnahmen beispielsweise anhand von drei Fragen:

- Betrifft die Maßnahme eine oder mehrere Zielgruppen?
- Hat sie Einfluss auf das tägliche Leben eines Teils oder von Teilen der Bevölkerung?
- Gibt es in diesem Bereich Unterschiede zwischen Frauen und Männern im Hinblick auf Rechte, Ressourcen, Beteiligung, Werte und Normen?

Wenn nur eine dieser drei Fragen bejaht werden kann, dann bedeutet dies, dass eine geschlechtsspezifische Komponente bei der geplanten Maßnahme vorliegt. Daraufhin wird die geplante Maßnahme auf ihre möglichen unterschiedlichen Auswirkungen auf Frauen und Männer bewertet. Aufgrund der Erkenntnisse aus dieser Bewertung erfolgt eine gleichstellungspolitische Ausrichtung bzw. Korrektur der Maßnahme.

Von Gender Mainstreaming profitieren auch Männer

Auch wenn Gender Mainstreaming politisch von Frauen durchgesetzt wurde, so profitieren auch Männer davon. Viele, vor allem Männer, erkennen nicht, dass ihre als „Normalsicht der Dinge“ empfundene Perspektive eigentlich lediglich eine geschlechtsspezifische Sichtweise ist. Nicht zuletzt deshalb werden geschlechtsspezifische Probleme, Interessen und Bedürfnisse bei den entscheidenden Stellen, die meist von männlichen Führungskräften dominiert sind, oft nicht als geschlechtsspezifisch erkannt. Das Entwickeln von politischem Bewusstsein und die Wissensvermittlung durch Fachleute ist noch keineswegs ausreichend.

Ist Alter weiblich?

Meist wird im Zusammenhang mit dem Alter von „Senioren“ gesprochen. Dieser Begriff wird, obwohl eindeutig männlich, als geschlechtsneutral empfunden. Doch Geschlecht wird mit dem Alter keineswegs neutralisiert. Im Gegenteil: Fragen, die mit „Senioren“ oder „SeniorInnen“ zu tun haben, betreffen überwiegend Frauen.

Bei den Über-60-Jährigen ist der Frauenanteil größer als der der Männer. Pflegende Angehörige sind zu 90 % (!) Frauen. Beim Pflegepersonal in Alteneinrichtungen sieht es ähnlich aus.

In Weiterbildungsangeboten werden Frauen oft – nach dem Defizitmodell – auf Fragen der Wechseljahre und auf Osteoporose-Prävention reduziert. Das geht zweifellos an der gesellschaftlichen Realität und den umfassenden und vielfältigen Interessen von Frauen vorbei.

Auch in Vereinen und SeniorInnenorganisationen spiegelt sich oft noch das traditionelle Rollenmuster „Männer leiten, Frauen unterstützen“. Während in den Vorständen die Männer dominieren, wird die eigentliche Arbeit von Frauen geleistet. Hier ist es wichtig, die Gender-Perspektive nicht nur jenen deutlich zu machen, die sich in den Hierarchien „oben“ befinden, sondern es geht darum, ein Umdenken bei allen Akteurinnen und Akteuren, die in der SeniorInnenarbeit tätig sind, einzuleiten.

Der Gendercheck

Zwei anerkannte Methoden, um eine Genderanalyse oder einen Gendercheck durchzuführen, werden in der vorliegenden Publikation vorgestellt. Bei beiden Methoden sind im Vorfeld vier Punkte zu formulieren:

1. Klärung des Genderansatzes und Formulierung der geschlechtersensiblen Ziele.
2. Sammlung geschlechtersensibler Befunde.
3. Formulierung der geschlechtersensiblen Problemstellung bzw. Relevanz.
4. Vorläufige Schlussfolgerungen

Eine Methode, die von der schwedischen Wissenschaftlerin Gertrud Aström entwickelt wurde, befasst sich vor allem mit der Sammlung qualitativer und quantitativer Daten (z. B. Wie viele Menschen betrifft die geplante

Maßnahme? Welche Ressourcen stehen zur Verfügung? Warum ist die Ist-Situation so, wie sie ist?).

Eine Handlungsanleitung, die von der Deutschen Dr. Karin Tonsdorf entwickelt wurde, stellt ein Instrumentarium für Zieldefinitionen, Problemanalyse und Erfolgskontrolle dar.

Am Beispiel von einigen konkreten Projekten wird die Relevanz von Gender Mainstreaming für die SeniorInnenarbeit beispielhaft dargestellt. Die Beispiele betreffen die Bereiche Freiwilligenarbeit, Wohnen, Bildung, Medienarbeit, Ruhestandsvorbereitung und demografische Entwicklung.

Herausgeber

Gesundheitsamt Bremen
Bremen, Mai 2007
40 Seiten

AutorInnen

Eckhard Lotze, Dr. Zahra Mohammadzadeh, Dr. Thomas Hilbert
Archivnummer K 003

Pflegegutachten bei Migrantinnen und Migranten (D)

Gesichertes Wissen über Gesundheit und Pflegebedürftigkeit von MigrantInnen fehlt noch weitgehend. Auf der Basis von Daten, die im Bremer Gesundheitsamt vorhanden waren, wurde im Rahmen einer Auswertung versucht, die speziellen Bedürfnisse und die Lebenssituationen von pflegebedürftigen MigrantInnen zu beschreiben. Nicht überraschend: Sprachbarrieren, aber auch kulturelle Unterschiede stellen Pflegefachkräfte und ÄrztInnen, von deren Gutachten die Zuerkennung von Pflegegeld oder Sachleistungen abhängt, vor große Probleme.

Ein Drittel der Pflegegutachten im Bremen betrifft MigrantInnen

Wie wichtig es ist, diesem Bereich besonderes Augenmerk zuzuwenden, ergibt sich aus der Tatsache, dass im Gesundheitsamt Bremen (das Begutachtungen hinsichtlich Art und Umfang von Pflegebedürftigkeit durchführt) mehr als ein Drittel dieser Begutachtungen MigrantInnen betrifft, darunter auch solche, die bereits die deutsche Staatsbürgerschaft besitzen.

Die pflegebedürftigen MigrantInnen, deren Akten zur Analyse herangezogen wurden, sind in sehr hohem Maß von Sozialleistungen abhängig. Das Durchschnittsalter, in dem erstmals ein Antrag auf Geld- oder Sachleistungen wegen Pflegebedürftigkeit gestellt wird, liegt niedriger als beim Durchschnitt der Bevölkerung. Das betrifft allerdings nicht nur MigrantInnen, sondern auch deutsche SozialhilfeempfängerInnen.

Mehr als die Hälfte der pflegebedürftigen MigrantInnen in Bremen kommt aus den Nachfolgestaaten der UdSSR (Ukraine, Weißrussland etc., darunter jüdische Kontingentflüchtlinge), viele von ihnen sind Spät-AussiedlerInnen mit ursprünglich deutschen Wurzeln. Sie leben meist noch nicht lange in

Deutschland, im Schnitt 6,3 Jahre, manche sogar kürzer als ein Jahr. Sie sind bereits mit stark eingeschränkter Gesundheit eingereist.

Die andere große Gruppe, die TürkInnen, lebt bereits weitaus länger in Bremen, im Durchschnitt schon 15 Jahre, ein Großteil auch mehr als 25 Jahre. Dazu kommen noch Menschen aus Afghanistan, dem Libanon, dem Iran u. a.

Sozialkontakte bei MigrantInnen besser

Während 80 % der einheimischen Pflegebedürftigen alleine leben, sind es in der Gruppe der MigrantInnen nur 20 %. Die anderen verfügen über verwandtschaftliche Netzwerke, auf deren Unterstützung sie zählen können. Primär werden sie vom Ehepartner/der EhepartnerIn oder der Tochter versorgt. Daher beantragen sie weniger die angebotenen Sachleistungen eines Pflegedienstes, sondern ziehen die weit niedrigere Barzahlung von Pflegegeld vor, um damit die nötige Hilfe im sozialen Umfeld selbst zu organisieren. In manchen Fällen werden auch beide Leistungsarten kombiniert.

In welchem Maße die selbst organisierte Pflege funktioniert, war den analysierten Unterlagen nicht zu entnehmen. Ob die Pflegekassen die ordnungsgemäße Durchführung der Pflege kontrollieren, war nicht bekannt. Tatsache ist, dass Angehörige oft mit Pflege überfordert sind, und zwar sowohl fachlich als auch körperlich und seelisch. In Einzelfällen vermerkten die Gutachter unzumutbare Zustände, wenn etwa ein alter pflegebedürftiger Mann in einem Kinderbett liegt und ein Zimmer mit seinen Enkeln teilt.

Auch kommt es gerade bei SozialhilfeempfängerInnen (nicht nur bei MigrantInnen) vor, dass Pflegebedürftige und/oder deren Angehörige das Pflegegeld eher als willkommenes Zusatzeinkommen verstehen und es nicht oder nicht ausschließlich für Pflegeleistungen verwenden.

Ambulanter Pflegemarkt passt sich bereits an

Die Zahl ambulanter Pflegedienste hat sich seit 1995 in Bremen, wie auch im übrigen Deutschland, vervielfacht. Nach Angaben des Statistischen Landesamtes gab es 1992 in Bremen 29 ambulante Pflegedienste, zehn Jahre später waren es 128. Allein in der Stadt Bremen arbeiten 5.300 Personen in der ambulanten und stationären Pflege, dazu kommen noch HelferInnen in Dienstleistungszentren und selbst organisierte und direkt bezahlte Hilfspersonen in Haushalten.

Für jene Bereiche, in denen MigrantInnen professionelle Hilfe benötigen, hat der Bremer Pflegemarkt schon reagiert. So gibt es bereits mehrere private Pflegedienste, die sich auf die Pflege russischsprachiger SozialhilfeempfängerInnen spezialisiert haben. Über die Hälfte aller durch einen ambulanten Pflegedienst versorgten MigrantInnen wird von einem einzigen Pflegedienst mit drei regionalen Filialen betreut, dessen Inhaberin aus Russland stammt. Auch ein weiterer Pflegedienst hat sich auf russischstämmige Menschen spezialisiert und betreibt auch ein Beratungsbüro, das eng mit der Sozialberatung der jüdische Gemeinde in Bremen zusammenarbeitet.

Hier wird deutlich, wie sich der private Markt den speziellen Bedürfnissen der neuen Zielgruppe bereits angepasst hat.

Dolmetsch: nicht immer die ideale Lösung

Pflegefachkräfte bzw. ÄrztInnen, die von der Pflegeversicherung beauftragt werden, ein Gutachten über Art und Grad der Pflegebedürftigkeit zu erstellen, stehen bei MigrantInnen vor großen Problemen. Mehr als drei Viertel der pflegebedürftigen MigrantInnen spricht nicht oder nur sehr schlecht Deutsch. Selbst schon länger in Deutschland lebende TürkInnen beherrschen oft nur jenes Vokabular, das sie zur Berufsausübung und Alltagsbewältigung befähigt. ZuwandererInnen aus den UdSSR-Nachfolgestaaten sprechen zwar russisch, aber nicht deutsch. In 77 % der untersuchten Fälle stießen die GutachterInnen auf sprachliche Kommunikationsprobleme.

Familienmitglieder, die sich als Dolmetsch anbieten, beherrschen meist die deutsche Umgangssprache, sind aber mit medizinischen Begriffen, die im Rahmen der Untersuchung zur Sprache kommen, nicht vertraut. Außerdem berührt eine medizinische Untersuchung intime Fragen, bei denen eine dritte Person als störend empfunden werden kann. Demgemäß kann es durchaus vorkommen, dass Demenz oder psychische Probleme mangels Verständigungsmöglichkeiten nicht erkannt werden.

Die offensichtlich üblichen Angebote ambulanter Pflegedienste, kostenlos einen Dolmetsch zu stellen, werden von den StudienautorInnen nicht nur positiv bewertet, da Pflegedienste als potenzielle AuftragnehmerInnen von künftigen Pflegeleistungen wohl kaum als objektiv betrachtet werden können.

Eine Lösung ist, vor allem im Interesse der Pflegebedürftigen, dringend geboten. Und zweifellos ist auch aus medizinischer Sicht eine Anamnese, Diagnose, Behandlung und Betreuung ohne die dafür nötige Verständigungsbasis mit dem Patienten/der Patientin einigermaßen problematisch. Die Vielfalt der Zielgruppe ist jedoch gewaltig. So leben allein in Bremen ausländische SeniorInnen aus mehr als 100 Ländern aller Kontinente. Ein neu geschaffener Dolmetschdienst soll hier Abhilfe schaffen.

Kommunizieren ist mehr als Übersetzen

Es ist inzwischen allgemeiner Konsens, dass Pflege nicht eine Dienstleistung am „Objekt Mensch“ ist, sondern ein Beziehungsprozess und vor allem ein gemeinsamer Problemlösungsprozess. Eine angemessene sprachliche Basis ist daher Voraussetzung, um auch unterschiedliche kulturelle Vorstellungen und Bedeutungszuweisungen zu erkennen und zu thematisieren.

Doch kulturelle Barrieren, Ängste, Vorurteile oder Missverständnisse komplizieren über die Sprachbarriere hinaus die Erstellung eines Pflegegutachtens, das die Interessen des/der Pflegebedürftigen optimal berücksichtigt.

Ein Lösungsansatz wäre, neben dem in Bremen neu geschaffenen Dolmetschdienst, für den interkulturellen Aspekt der Pflegebegutachtung Kriterien und Handlungsanleitungen zu entwickeln.

„Wis/Sen“-News

Senior Retention: ein neuer Begriff

„Es ist hart, wenn keiner mehr anruft, wenn man nicht mehr gebraucht wird. Es gibt aber natürlich keiner zu, dass die Pension nicht so toll ist.“, weiß der Personalentwickler Prof. Dr. Leopold Stieger. Deshalb gründete er „seniors4success“ und berät beim Managen der „dritten Lebensphase“. Stieger: „Der Berufsausstieg wird verdrängt, die Zeit danach wird häufig als Himmel gedacht.“ Doch nicht allen gelingt es, die Pension auch zu genießen. Sie wollen weiter wirksam sein, können sich aber schlecht „verkaufen“ und ihre Assets anpreisen. Auf UnternehmerInnenseite werden die Kompetenzen der Älteren überdies nicht nachgefragt. Aber, so Prof. Stieger: „Viele Unternehmen kommen jetzt sehr wohl drauf, dass oben teuer aussondern und unten, bei den Jungen, billiger nachholen, den Ofen nicht mehr nachhaltig heizt.“ Im Jahr 2015 wird übrigens der Großteil der Belegschaften in den österreichischen Unternehmen über 45 Jahre alt sein. Und wenn dann plötzlich 10 % der Belegschaft in Pension gehen, dann kann ein Unternehmen gewaltige Probleme bekommen. Zwar greift die Fachliteratur zunehmend Themen wie „Karriere 50+“ und „Generationenmanagement“ auf, aber von „Senior Retention“, also einem für beide Seiten nutzbringenden Halten der Älteren, seien die meisten UnternehmerInnen noch ziemlich weit entfernt, so Prof. Stieger.

Quelle: Standard vom 19./20. Jänner 2008 und www.seniors4success.at

Auch Madonna ist schon 50

Attraktiv, gesund und erlebnishungrig. So stellen sich heute die 50-jährigen Stars dar. Während sich Greta Garbo, Hedy Lamarr oder Marlene Dietrich noch ihres Alters schämten und vor der Öffentlichkeit versteckten, strahlen heute Stars wie Madonna, Sharon Stone und – um die Herren nicht zu vergessen – Prince voller Energie. Allerdings mit Begleiterscheinungen, die nicht unproblematisch sind. Sagt doch Modedesigner Wolfgang Joop: „Der Chirurg wird wichtiger werden als der Designer.“ Erschreckendstes Beispiel hier zweifellos Michael Jackson, der übrigens auch heuer 50 wird. Die kolportierten 3 bis 13 (!) Stunden, die Madonna täglich dafür braucht, um Fettpölster zum Verschwinden zu bringen bzw. Muskeln am altersbedingten Schwund zu hindern, sind aber wohl kein Vorbild und auch nicht alltagstauglich. Eines allerdings sieht der Gerontopsychologe Germain Weber positiv: „Madonna und ihre KollegInnen sind Beispiele für Leute, die sich nicht aus dem Leben zurückziehen, sondern sich neue Ziele setzen und die Kontrolle nicht aus der Hand geben. Sich immer wieder neu zu erfinden, scheint wichtig zu sein.“

Quelle: Kurier vom 27. Jänner 2008

Europas Alte sind mobiler und gesünder als jene in den USA

Der europäische Lebensstil fördert ein langes Leben ohne Beschwerden. Das haben MedizinsoziologInnen von der Universität Heidelberg festgestellt. So gaben etwa 40 % der 70-jährigen Männer und 39 % der 70-jährigen Frauen in den USA an, stark beeinträchtigt und daher inaktiv zu sein. In Deutschland waren dies nur 21,4 % der Männer und 23,2 % der Frauen. Ein Vergleich zwischen Großbritannien und den USA bei 55- bis 64-Jährigen zeigte in allen Bereichen (Diabetes, Bluthochdruck, Herzkrankheiten, Schlaganfall, Lungenkrankheit und Krebs) in den USA wesentlich höhere Werte. Und das, obwohl die Gesundheitsausgaben pro Person und Jahr in den USA mehr als doppelt so hoch sind als in Großbritannien. Die Wohlhabenden und Gebildeten in den USA erreichten gerade einmal der Gesundheitsniveau der ärmsten Briten. „Für uns ist diese Entwicklung ein Alarmsignal,“ so Michael Kunze, Vorstand des Instituts für Sozialmedizin der Universität Wien. „Sie zeigt uns, wie riskant eine weitere ungehemmte Amerikanisierung unserer Gesellschaft ist.“ Neben ungesunder Ernährung und zu wenig Bewegung sind AmerikanerInnen auch stärker finanziellem Stress ausgesetzt. Kunze: „Der finanzielle Stress endet bei den Amerikanern auch nicht im Rentenalter. Viele üben noch mit 70 Jahren grausam schlecht bezahlte Jobs aus.“

Quelle: profil

Die unerkannten Heldinnen – afrikanische Großmütter

Rund 12 Millionen Aids-Waisen leben in Afrika südlich der Sahara. Traditionelle Solidargemeinschaften, Großfamilien oder die Dorfgemeinschaften sind mit der Versorgung dieser Kinder und Jugendlichen längst überfordert. Statt dessen haben die über 60-Jährigen die Rolle der fehlenden Elterngeneration übernommen. Da die Männer eine geringere Lebenserwartung haben, sind es meist alleinstehende ältere Frauen, die die verwaisten Enkelkinder großziehen, sie von ihrer kargen staatlichen Rente oder einem geringfügigen Einkommen ernähren und im besten Fall für eine Schulausbildung sorgen. Eine Aufgabe, die sowohl ihre finanziellen Möglichkeiten als auch meist ihre Kräfte übersteigt. Nach Einschätzung des südafrikanischen Human Sciences Research Council sind die Auswirkungen der HIV-Pandemie auf die ältere Generation bisher dramatisch unterschätzt worden. Eine Studie zeigt, dass in der südafrikanischen Provinz Mpumalanga fast drei Viertel der alten Menschen HaupternährerInnen der Familien sind. „Großmütter sind die unerkannten und unbesungenen Heldinnen dieser Pandemie. Sie tragen die größte Verantwortung und erhalten kaum Unterstützung.“, so der südamerikanische Sozialwissenschaftler Monde Makiwane.

Quelle: www.neues-deutschland.de vom 10. Jänner 2008

Marketingzielgruppe WOOFs

Für die Wirtschaft sind sie eine interessante Zielgruppe, die WOOFs. Hinter dieser Abkürzung, die im Marketing verwendet wird, verbergen sich die besser verdienenden älteren KonsumentInnen. Die Regelmäßigkeit ihres guten Einkommens macht sie zu einer wichtigen Zielgruppe für das Marketing. WOOFs bedeutet: well off older folk.

Quelle: wikipedia

Arbeitslosigkeit: Stand Dezember 2007

In Österreich waren im Dezember 2007 insgesamt 265.306 Personen arbeitslos gemeldet, davon 166.733 Männer und 98.573 Frauen.

Gesamtarbeitslosenquote: 7,4 %

50 bis 54 Jahre:

27.182 Personen waren arbeitslos gemeldet,
davon 17.020 Männer und 10.162 Frauen.

55 bis 59 Jahre:

19.547 Personen waren arbeitslos gemeldet,
davon 13.322 Männer und 6.225 Frauen.

60 bis 64 Jahre:

4.631 Personen waren arbeitslos gemeldet,
davon 4.295 Männer und 336 Frauen.

Altersbereich 50+ gesamt (50 bis 64 Jahre):

51.360 Personen arbeitslos, davon 34.637 Männer und 16.722 Frauen.

19,36 % aller Arbeitslosen waren zwischen 50 und 64 Jahre alt.

15,04 % aller Arbeitslosen waren zwischen 15 und 25 Jahre alt.

Quelle: AMS (Arbeitsmarktservice)

**Friedrich Grundei
Seniorenbeauftragter der Stadt Wien**
